

(Nachdruck verboten.)

63)

## Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen überfetzt von Leopold Rosenzweig.

Als Josine fest bei ihrer Opferwilligkeit blieb, indem sie sagte, daß nur das Heute ihr wichtig sei, da sie ihn frei von jedem Gemühs, stark und triumphierend siegen sehen wollte, rief er verzweifelt:

„Wirst Du also nie zu mir zurückkehren, wird dieses Kind nie mein Kind sein, vor den Augen aller Welt, im hellen Licht der Sonne?“

Sie schlang wieder ihre Arme um ihn und flüsterte ihm zu, ihre Lippen auf den seinen:

„Ich werde zu Dir zurückkehren an dem Tage, da Du meiner bedürfen wirst, da ich Dir kein Gemühs mehr, sondern eine Gehilfin sein werde, und werde Dir das süße Kind mitbringen, das dann für uns beide eine neue Quelle der Kraft sein wird.“

Und das schmutzige Beauclair, die alte elende Höhle der zum Fluch gewordenen Arbeit, lag rings um sie in der Finsternis unter dem zermalenden Druck Jahrhunderte alter Ungerechtigkeit, während die Beiden Worte der Zuversicht in eine Zukunft voll Frieden und Glück miteinander tauschten.

„Du bist mein Mann, und kein anderer hat je für mich existiert. O, wenn Du wüßtest, wie süß es für mich ist, Deinen Namen nicht zu sagen, trotz aller Drohungen, ihn ganz für mich zu behalten wie eine verborgene Blume und zugleich wie eine Rüstung! Vellage mich nicht, Geliebter, ich bin stark und ich bin glücklich!“

„Du bist mein Weib, ich habe Dich geliebt vom ersten Tage an, da ich Dich so elend und dabei so holdselig sah, und wenn Du meinen Namen verschweigst, so will ich den Deinigen verschweigen, er soll meine Religion und meine Stärke sein, bis endlich die Stunde kommt, wo Du selbst unsere Liebe laut hinausrufen wirst.“

„O, Lucas, wie gut und klug Du bist, und welches Glück erwartet uns!“

„Du bist es, Josine, die mich gut und klug gemacht hat, und weil ich Dir damals zu Hilfe gekommen bin, werden wir eines Tages glücklich sein in dem Glücke aller.“

Sie sprachen nicht weiter und blieben noch einige Augenblicke in fester, inniger Umarmung. Er fühlte ihren bebenden, fruchtbaren Leib, und sie drückte ihre Brust dicht an die seinige, als wollte sie ganz in ihm verschwinden und aufgehen. Dann machte sie sich los und lehrte stolz und unbefleglich zu ihrem Martyrium zurück, während er durch die Nacht heimwärts ging, um weiter zu kämpfen und zu siegen.

Aber wenige Wochen darauf lieferte ein Zufall Josinens Geheimnis Fernande aus. Fernande kannte Ragu, dessen Rückkehr in die Hölle ein gewisses Aufsehen erregt hatte; seit der Zeit that Delaveau, als schäke er ihn besonders, er machte ihn zum Puddelmeister und bewilligte ihm eine außerordentliche Zulage, obgleich er ein wüthes Leben führte. Fernande war auch unterrichtet von den heftigen Szenen im Hause Ragus. Dieser legte sich keinerlei Zurückhaltung auf, stieß ganz laut die gemeinsten Beschimpfungen gegen seine Frau aus, nannte sie öffentlich eine Straßendirne. Und in den Werkstätten fragten sich die Leute, wer wohl der Kamerad sei, dem Josine ihr Kind verdankte? Auch im Hause des Direktors war von dieser Angelegenheit die Rede, und Delaveau hatte in Gegenwart Fernandes davon gesprochen, wie unangenehm ihm die Sache sei, da Ragu, vor Eifersucht toll, ganz außer Rand und Bandgeraten war und wie ein Sinnloser arbeitete, indem er einmal drei Tage lang keine Hand rührte, dann wieder in eine unstillbare Arbeitswut versiel, um in wütender Muskelanstrengung seinen Grimm auszutoben.

Delaveau war auf drei Tage nach Paris gereist, als eines Wintermorgens Fernandes Jose dieser ihren Frühstücksthees nebst gerösteten Brotschnitten brachte; Nise sah wohl-erzogen neben ihrer Mutter, trank ihre Milch und warf verlangende Blicke auf den Thee, der ein verbotener Genuß für sie war.

„Ist es wahr, Félicie,“ fragte Fernande die Jose, „daß es bei Ragu wieder Zank gegeben hat? Die Wäscherin

erzählte mir, daß Ragu diesmal seine Frau halbtot geschlagen hat.“

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, aber es ist wohl übertrieben, denn ich habe die Frau gerade vorhin hier vorbeigehen sehen, und sie sah nicht ärger aus als sonst.“

Das Mädchen wartete eine kleine Weile und sagte dann noch, ehe sie hinausging:

„Es sollte mich trotzdem nicht wundern, wenn er sie eines Tages wirklich todschläge, denn er hat schon oft genug ganz laut damit gedroht.“

Fernande aß langsam und schweigend weiter, in düsteres Sinnen versunken, als Nise in kindischer Zerstreuung halblaut zu trällern anfing:

„Der wirkliche Mann der Josine ist nicht Ragu, das ist der Herr von der Crêcherie, der Herr Lucas, der Herr Lucas, der Herr Lucas!“

Ihre Mutter sah sie starr vor Staunen an.

„Was sagst Du da? Woher weißt Du das?“

Erschrocken über das, was sie gedankenlos und gegen ihren Willen hinausgesungen hatte, beugte sich Nise über ihre Tasse und bemühte sich, harmlos auszuweichen.

„O, ich hab' das nur so gesagt, ich weiß gar nichts!“

„Du weißt nichts, Du Lügnerin? Das ist Dir nicht von selber eingefallen, was Du da gesungen hast. Jemand muß es Dir gesagt haben, sonst würdest Du es nicht wiederholen.“

Nise fühlte, daß sie da etwas sehr Dummes angestellt hatte, das unberechenbare Folgen nach sich ziehen könne, und immer mehr in Verwirrung geratend, versuchte sie so best als möglich zu leugnen.

„Nein, Mama, ich versichere Dir; man singt manchmal nur so etwas, was einem durch den Kopf geht.“

Fernande sah sie scharf an und erriet plötzlich, woher Nise ihre seltsame Behauptung genommen haben mußte.

„Nanet hat Dir das gesagt! Es kann kein anderer sein als Nanet.“

Nise zwinkerte mit den Augen, es war wirklich Nanet. Aber sie fürchtete wieder ausgescholten und bestraft zu werden wie damals, wo ihre Mutter sie, Paul Boisgesin und Louise Macelle dabei ertappt hatte, wie sie, aus der Crêcherie zurückkommend, die Gartenmauer überkletterten. Sie fuhr fort zu leugnen:

„O, mit Nanet komme ich gar nicht zusammen, da Du es mir doch verboten hast!“

Voll fieberhaften Verlangens, alles zu erfahren, schlug Fernande einen sanften Ton an. Sie war von so heftiger Erregung ergriffen, daß sie alle Strenge beiseite setzte, denn die Uebertretung ihres Verbots verlor alle Wichtigkeit im Vergleich zu der kostbaren Neugierde, über die sie Gewißheit haben wollte.

„Höre, mein Kind, es ist sehr un schön, wenn man nicht die Wahrheit sagt. Ich habe Dir neulich das Dessert entzogen, weil Du mir hast einreden wollen, daß Ihr alle drei über die Mauer geklettert seid, um einen Ball zu holen. Wenn Du mir heute die Wahrheit sagst, verspreche ich Dir, Dich nicht zu bestrafen. Also, war es Nanet?“

Nise antwortete als gutes Kind sogleich:

„Ja, Mama, es war Nanet.“

„Und er hat Dir gesagt, daß der wirkliche Mann der Josine Herr Lucas sei?“

„Ja, Mama.“

„Und was sagt er, warum glaubt er, daß Herr Lucas ihr wirklicher Mann ist?“

Nise geriet in Verlegenheit und senkte wieder den Kopf.

„Nun, weil . . . weil . . . er weiß es eben, Nanet.“

Trotz ihrer Begierde, alles zu erfahren, begann Fernande sich der Fragen zu schämen, die sie ihrem Kinde stellte. Sie drang nicht weiter in sie, und versuchte den Eindruck der brutalen Neugierde zu verwischen, die sie sich hatte anmerken lassen.

„Nanet weiß gar nichts, er spricht Unsinn, und Du bist dumm genug, ihn zu wiederholen. Du wirst so gut sein, nie wieder solches alberne Zeug zu sagen, wenn Dir an Deinem Dessert etwas liegt.“

Sie vollendeten ihr Frühstück schweigend inmitten der Stille des kalten Wintertages draußen, die Mutter erfüllt

von dem Gedanken an das Geheimnis, das sie erfahren hatte, das Kind seelenfroh, so leichten Kaufes weggenommen zu sein.

Fernande blieb den Tag über in ihrem Zimmer, dachte nach und überlegte. Vorerst fragte sie sich, ob das, was Nanet gesagt hatte, wirklich die Wahrheit sei. Aber wie konnte sie daran zweifeln? Er hatte offenbar manches gesehen und gehört, er wußte alles, er liebte seine Schwester zu sehr, um in Bezug auf sie zu lügen; und dann machten hundert kleine Umstände die Sache wahrscheinlich, zweifellos. Sodann fragte sie sich, wie sie die Waffe benützen sollte, die der Zufall ihr da in die Hand gespielt hatte. Noch ohne klaren Plan, fühlte sie dennoch, daß sie diese Waffe vergiften, daß sie sie zu einer tödlichen machen müsse. Nie hatte sie Lucas mehr gefaßt. Delaveau war nur nach Paris gegangen, um zu versuchen, dort ein neues Ansehen aufzunehmen, denn mit den Werken giug es alle Tage mehr abwärts. Welch ein Triumph, wenn es ihr gelang, den verhassten Herrn der Crèche beiseite zu schaffen, den Mann, der ihr Wohlleben, die Genüsse ihres Daseins bedrohte! War erst der Feind tot, war auch die Konkurrenz getötet, die Niederlage abgewehrt. Bei einem vor Eifersucht tollten, stets betrunkenen Menschen wie Ragu konnten die Ereignisse einen sehr raschen Verlauf nehmen. Zweifellos würde es genügen, ihm das Messer aus der Tasche zu loden. Aber das alles waren nur formlose Wünsche; wie sie zur Wirklichkeit machen, wie die Dinge ins Rollen bringen? Das einfachste war offenbar, Ragu die Augen zu öffnen, ihm den Namen zu sagen, den er seit Monaten suchte; die Schwierigkeit war nur, in welcher Weise, oder durch wen sie ihm diese Mitteilung zukommen lassen sollte. Sie entschloß sich endlich zu einem anonymen Brief, sie wollte die Worte aus einer Zeitung ausschneiden, sie auf ein Papier kleben und den Brief dann nächstlicherweil ungelesen in einen Briefkasten werfen. Sie begann auch sogleich mit dem Ausschneiden. Auf einmal erschien ihr das Mittel nicht sicher genug, von schwacher Wirkung, denn ein Brief ist kalt, er könnte leicht unbeachtet bleiben. Wenn Ragu nicht sofort zum Neukerker aufgestachelt, zum Bahnhofsgepörrt wurde, war es anzunehmen, daß er dann noch den Stoß führen würde? Die Wahrheit mußte ihm plötzlich, mit einem Male eingestößt, mußte ihm mitten ins Gesicht geschleudert werden, und das unter Umständen, die ihn rasend machten. Wen also zu ihm senden, wen zum Angeber, zum Vergifter auswählen? Sie konnte keine geeignete Person finden, wohin sie auch blickte. Die Nacht kam, und sie suchte noch immer, fieberisch und mit schmerzdem Kopf, von Ungebuld verzehrt, daß sich ihr kein Mittel bieten wollte, die blutige Tragödie, die ihr vorschwebte, herbeizuführen.

Als sie sich zu früher Stunde, gegen zehn Uhr, zu Bette legte, war sie wieder zu einem Entschluß gekommen. Am nächsten Morgen wollte sie Ragu rufen lassen, unter dem Vorwande, ihn zu fragen, ob er einverstanden sei, wenn seine Frau einige Tage bei ihr verbringe, um Näharbeiten zu machen; und wenn sie dann allein mit ihm war, konnte sie vielleicht Gelegenheit finden, ihm selbst das zu sagen, was er wissen sollte. Aber auch dieser Weg befriedigte sie nicht ganz, sie fühlte unruhige Zweifel über die möglichen Folgen einer solchen Unterredung unten im Arbeitszimmer ihres abwesenden Mannes. Sie war glücklich über seine Abwesenheit, dank welcher sie allein in dem großen Bette liegen und ihre von dem Fieber der Erregung schmerzenden Glieder frei dehnen konnte. Auf's neue wartend geworden und immer wieder Pläne entwerfend und verworfend, schlief sie endlich ein und lag bis fünf Uhr morgens, ohne sich rühren, in bleiernem Schlafe. Als die Uhr fünf schlug, erwachte sie plötzlich. Mit offenen Augen daliegend und in die Finsternis des Zimmers blickend, nahm sie ihre Gedanken da wieder auf, wo sie sie unterbrochen hatte, und mit einem Male stand ihr eine kühne und sichere Lösung mit außerordentlicher Klarheit und Zweifellosigkeit vor der Seele. Sie mußte selbst in die Fabrik hinuntergehen, unter dem Vorwande, den sie sich schon ausgedacht hatte, und dann im Laufe des Gesprächs das entscheidende Wort fallen lassen. Sie hatte sich erkundigt und wußte, daß Ragu heute Nacharbeit hatte; wenn sie also um 7 Uhr morgens hinunter ging, so traf sie ihn gerade in dem Augenblicke, wo die Nachtschicht von der Tagsschicht abgelöst wurde. In ihrer fieberischen Erregung dachte sie nicht weiter über die verschiedenen Möglichkeiten dieses Schrittes nach; sie war fest überzeugt, den besten und sichersten Weg gefunden zu haben, und diese Ueberzeugung gründete sich weniger auf klare Einsicht als auf den Instinkt des verführerischen, männer-

vernichtenden Weibes, das auf die willfährige Mitwirkung der Menschen und Dinge rechnete, auf günstige Umstände, deren Natur sie nicht hätte angeben können, die aber, wie sie fühlte, sicher eintreten würden.

(Fortsetzung folgt.)

## Gefährliche Doppelgänger.

Die durch Ammut, Wohlgeruch und Farbenreiz verlockende Pflanzenwelt bringt Feinde, die teils durch ihre verführerische Neukeres, teils auch durch Unscheinbarkeit oder gar Unsichtbarkeit auf Schritt und Tritt unser Leben bedrohen. Wir wollen uns hier unscheinbaren Feinden aus dem Pflanzenreiche zuwenden, den giftigen Pilzen. Bekanntlich stellt der Pilz sozusagen die Blüte und Frucht des unsichtbaren Pilzmuchels (Pilzmutter) dar und hat wie die gleichnamigen Erscheinungen der höheren Pflanzen, die Aufgabe, Samen zu erzeugen. Wie jenen, hat auch ihnen die Natur die erforderlichen äußeren Eigenschaften verliehen und sie zum Teil mit Wohlgerüchen ausgestattet, die ihre Verbreitung sichern. Zu den vielen Tausenden von Pilzen gehören auch die unsichtbaren Spaltpilze, die todbringenden Bakterien, zu ihnen auch die wohlthätigen Arten, ohne die unserm Dasein jeder Reiz, ja die Möglichkeit genommen wäre. Ernähren sich doch viele unserer schönsten Bäume, die Eichen, Buchen, Haseln, ehbaren Kastanien usw. nicht selbständig aus dem Boden, sondern stehen in ihrem ganzen Wurzelsystem mit einem Pilzmuchel in innigster Verbindung (Symbiose), das ihm Ammendienste leistet und die ganze Ernährung des Baumes aus dem Boden übernimmt, indem es die Wurzeln lüdenlos überzieht, mit deren Hinde organisch verwächst und mit ihrer Spitze weiter wächst. Hier interessieren uns vor allem diejenigen Pilze, die uns zur Nahrungswahl verlocken. Von guten ehbaren Pilzen kennen wir in Deutschland etwa 40 Arten, die gewiß schon längst in unserer Küche eingebürgert wären, wenn nicht gerade die besten unter ihnen Doppelgänger hätten, die die stärksten Gifte in sich aufspeichern und deshalb die nur allzu häufig vorkommenden Vergiftungsfälle erklären und unsre Vorsicht völlig rechtfertigen.

Allgemeine Zeichen zur sofortigen Erkennung der giftigen Arten giebt es nicht. Ein angenehmer Geruch oder das Anlaufen der Schnittfläche giebt uns ebenso wenig Würksamkeit wie das Ragen der Schneden, daß die Schwämme gesund sind. Humboldt empfiehlt, ein Stück des zu prüfenden Pilzes längere Zeit auf der Zunge zu halten, wobei dann der bald bemerkbare widerliche oder scharfe, rettigarige Geschmack die giftige Eigenschaft bemerken lasse. Wir halten aber dafür, daß nur genauere Kenntnis der einzelnen Arten vor verhängnisvollen Mißgriffen schützt.

Geben wir nun die gefährlichsten Doppelgänger unserer ehbaren Arten durch, so steht unzweifelhaft der außerordentlich giftige Knollenblätterschwamm (*Agaricus phalloides*) obenan. Seine Aehnlichkeit mit dem allbeliebten Champignon unserer Acker, Wiesen und Wälder ist, besonders in seiner Jugend, so überaus groß, daß, wenn man seiner Sache nicht ganz sicher ist, man lieber den Champignon in geschlossenem Zustande nicht sammeln soll, weil seine Blätter (Lamellen) dann noch hell und denen seines giftigen Doppelgängers um so ähnlicher sind. Im übrigen beachte man, daß der Champignon einen fleischigeren Hut hat als der letztere, dessen Hut dünner und schmierig ist. Dieser hat außerdem einen am Grunde knoslig verdickten zähen und hohlen Stiel und stets weiße Lamellen, während die des Champignons anfangs hell rosenrot sind, dann dunkler und schließlich ganz braun werden.

Ein wegen seines vorzüglichen, eigentümlich pilanten Geschmacks hochgeschätzter Pilz ist ferner der Steinpilz (*Boletus edulis*), der besonders in Nadelwäldern, auf moosigem Boden, zu finden ist. Sein Doppelgänger ist der Satanspilz (*B. sanguineus*). Er sieht häufig dicht neben ihm und giebt deshalb sehr leicht zu Verwechslungen Anlaß. Der Steinpilz unterscheidet sich von ihm dadurch, daß seine Röhrenmündungen niemals rot sind und sein weißes Fleisch unverändert bleibt, während das des Satanspilzes beim Zerschneiden des Hutes sich schnell blau färbt. Bläulich bis schwärzlich läuft beim Zerschneiden übrigens auch das Fleisch des nur im Verhältnis des Hutes zum größeren Stiel vom Steinpilz unterschiedenen Kapuzinerpilzes (*Boletus scaber*) an, der an Wert und Schmadhaftigkeit jenem nichts nachgiebt. Der gleichfalls sehr ähnliche und giftige Dickfuß (*B. pachipus*) kennzeichnet sich durch seinen Wanzengeruch.

Der rote Hut des schmadhaften, aus Italien herübergelommenen Kaiserpilzes (*Agaricus caesareus*) schimmert dem Suchenden verlockend aus dem Grase der Laubwälder entgegen. Schon unter den alten Römern wurde er unter dem Namen *Volvetus* vor anderem hochgeschätzt. Kaiser Claudius hatte eine so große Liebhaberei dafür, daß sie ihm schließlich das Leben kostete, indem seine Frau Agrippina ihn durch ein Gericht seines gefährlichen Doppelgängers vergiftete. Dieser, der allgemein gefürchtete Fliegenpilz (*Agaricus muscurius*), unterscheidet sich weniger durch die äußere Färbung des Fleisches, das hier weiß ist, an der Luft aber blau wird, während das Fleisch des Kaiserpilzes stets gelb erscheint. Die nordibirischen Völker wissen aus dem Fliegenpilz ein berauschendes Getränk zu bereiten, das sie gleich dem Opium in

einen traumreichen Schlaf versenkt, aus dem sie bei fortdauerndem übermäßigem Gemüß häufig nicht wieder erwachen.

Der eßbare Reizler (*Agaricus deliciosus*) in seiner schönen orangefarbenen Kluftform unterscheidet sich von seinem gefährlichen Doppelpilger, dem Dürrenreizler (*A. torminosus*) durch die Farbe des beim Zerschneiden hervortretenden Milchsaftes. Während dieser beim eßbaren Reizler rot oder orangegelb erscheint, ist er bei der giftigen Art weiß. Auch kennzeichnet sich der gute Reizler noch dadurch, daß sein Fleisch beim Zerschneiden grünlich anläuft. Erwähnenswert ist noch die Gift-, Gift- und Stimmorchel (*Phallus impudicus*), die sich durch ihren widerlichen Leichen-geruch von der eßbaren Speisemorchel (*Morchella esculenta*) unterscheidet. Die anfangs einem Ei nicht unähnliche Giftmorchel entwickelt erst mit der Zeit Stiel und Hut. Ihr zäher Schleim stand vordem als Heilmittel der Gicht in großem Ansehen. Morcheln müssen überhaupt vor dem Gebrauch gehörig ausgetrocknet oder gelocht werden, da sie in frischem Zustand oft schädlich wirken. Lonicer, der Verfasser eines alten Kräuterbuchs, stellte die Morchel als Delikatesse allen Pilzen voran: „Das erst sind die Morcheln, allenthalben bey uns gemein, mit welchen die verlederten Mäuler sonderlichen Lust haben, kochen sie mit Butter und Würz, zuvor in ein Wasser gequellt, und braten sie auch an Specklin, mit Würz bereydet. Sie wachsen auf feisten Wiesen, auch umb die Aeder an den Weiden, ihre wärung ist im Mayen, sie werden die andre Zeit des Jahres nicht besehen. Sie sind rund wie ein Hütlin, grab von Farben und voll Löchlin wie die Innenhäuslin.“

Im ganzen wäre die Ansbereitung der Pilzkenntnis sehr zu wünschen, da man bei uns aus unbegründetem Mißtrauen alljährlich einen großen Speisevorrat zu Grunde gehen läßt. Auch die angebliche Schwerverdaulichkeit der Pilze beruht bei den meisten auf Vorurteil und wird gewöhnlich erst durch falsche Zubereitung, durch Ueberladung mit Fett und Gewürz hervorgerufen. Allerdings ist auch der Nährwert nicht zu überschätzen. Er kommt keineswegs, wie man häufig annimmt, dem des Fleisches, sondern höchstens dem eines guten Gemüses nahe, da trotz des hohen Stickstoffgehaltes nur wenig Eiweiß in den Pilzen vorhanden, ihre Ausnützung im Körper auch im allgemeinen nur unvollkommen ist.

(„Kölnische Zeitung.“)

### Kleines Feuilleton.

— Selbstverfaßte Grabchriften werden in der „Kölnischen Volksztg.“ mitgeteilt: Die im vorvorigen Jahrhundert verstorbene Wirtin des Gasthauses „Zur Flasche“ im Orte Steinach im Kinzigthal (Waden) bestimmte für sich folgende lehrreiche Grabchrift: Die jetzt noch an der rechten Außenseite der dortigen Kirche zu lesen ist: Komm, lieber Gast und lese da. — Hier liegt ich tot Rosalia, — Nachdem ich 44 Jahr — Eine gute Ehe- und Wirtsfrau war. — Da nun mein Fleisch in Staub vergeht. — Wie meinst, daß 's um meine Seele steht? — Wo ich kein Heller Zech mehr lös, — Als nur für das, was gut und böß. — Ja, was ich auch nicht selbst gethan, — Rechnet man mir aufs genaueste an. — Und muß bezahlen fremde Schuld, — Wenn ich was Böses hab geduldt. — Laßt dieses Euch zur Warnung sein — Ihr Wirt und alle insgemein. — Sprecht bei meinem Wirtshaus zu, — Sprecht: Gott geb ihr die ewig Ruh. — Anno 1780, 10. Augusti.

In Seelirchen bei Salzburg fand sich die jetzt beseitigte Grabchrift des als Sonderling bekannten Portraitmalers Schauer, die er selbst gemacht hatte:

Hier an dieser Freithofmauer  
Liegt der alte Maler Schauer;  
Bei ihm einen Rosenkranz,  
Dem verdamnten Ragenschwanz.

Grabchrift des Dichters F. Santer auf dem Friedhofe zu Hernals bei Wien:

Viel genossen, viel gelitten,  
Und das Glück lag in der Mitten;  
Viel empfunden, nichts erworben,  
Froh gelebt und leicht gestorben,  
Fragt nicht nach der Zahl der Jahre,  
Kein Kalender ist die Wahre.  
Und der Mensch im Leidentuch  
Ist ein zugellapptes Luch.  
Darum, Wanderer, zieh dich weiter,  
Dem Berwesung stimmt nicht heiter.

Der Schuster und Bauendichter Umiger in Sernaten (Tirol) ordnete für sich folgende Inschrift an:

Da liegt du, Schusterle, da kannst du ruhig schlafen,  
Ein schön's Quartier, ja wohl, hat die Welt geschaffen,  
Ein Haus, wo ist kein Fenster drin, sechs Bretter dein Gemach,  
Darneben deine Totenbein, die Erde ist dein Dach.

Vor einigen Jahren starb in einem Dorfe des Unterelbs der hochbetagte Lehrer Joseph Bed; er wünschte, daß, falls ihm eine Grabchrift gewidmet werde, sie folgenden Wortlaut habe:

Hier in dieser Ed  
Liegt Joseph Bed;  
Er lehrte die Kinder das ABC,  
Jetzt requiescat in pace! —

— Von der Parfumbörse. Nach einer Studie über den gegenwärtigen Stand der Industrie des künstlichen Parfums, welche Eugène Charabot in der „Revue générale des Sciences“ veröffentlicht, bringt „Das Wissen für Alle“ folgende Angaben: Die genannte Industrie, welche namentlich in Deutschland sich hoch entwickelt hat, die aber auch in Frankreich einen bedeutenden Rang einnimmt, ist aus einer Entdeckung hervorgegangen, welche im Jahre 1874 von den deutschen Chemikern Tiemann und Hermann gemacht wurde, die durch Oxydation des Coniferins das Vanillin, den in der Vanille enthaltenen charakteristischen Nischstoff darstellten. Dieser künstlichen Herstellung des Vanillins folgte die Fabrikation anderer, in der Parfumerie verwendbaren Nischstoffe, so des Terpineols, im Handel unter dem Namen „Waldmeister-Essenz“ bekannt, und des künstlichen Roschins. Die genannte Industrie verwendet jedoch nicht bloß künstlich erzeugte Substanzen, sondern auch in bedeutendem Maße Stoffe, welche die Natur liefert. Hierher gehört das Menthol, welches in allen Pfefferminzarten vorkommt, aber hauptsächlich aus der japanesischen Pfefferminze (*Mentha arvensis varietas piperascens*) gezogen wird, weil es in dieser Gattung am reichlichsten enthalten ist. Dieses japanesische Menthol hat eine Glanzepoche gehabt. Man wird sich noch an die „Migränestifte“ erinnern, welche vor mehreren Jahren ganz allgemein im Gebrauche waren, um den als Migräne bekannten qualenden Kopfschmerz zu heilen, oder wenigstens zu lindern. Sentuzage sieht man diese Migränestifte nur mehr hier und da, sie sind einfach aus der Mode gekommen, was aber nicht ausschließt, daß das Menthol ein in mancher Beziehung vortreffliches Mittel ist, welches namentlich bei den Entzündungen der Schleimhäute, beim Schnupfen zc., sehr gute Dienste leistet. Wie groß die Wirkungen der Mode oft sind, dafür liefert das Menthol ein hervorragendes Beispiel. Das Kilogramm dieser Substanz kostete im Jahre 1888 im Großhandel, nach österreichischer Währung berechnet, K 163, worauf eine derartige Entwertung eintrat, daß im Jahre 1887 das Kilogramm bloß K 2 kostete. Im Jahre 1899 erholte sich der Preis auf K 24, da es mittlerweile wieder, wenn auch zu andern Zwecken, als zur Bekämpfung der Migräne, stärker geachtet wird. Ein andres Beispiel von außerordentlichen Preisschwankungen auf diesem Gebiet liefert das Heliotropin, welches in der Parfumerie meistens in einer Mischung mit Vanillin häufig verwendet wird. Das Heliotropin ist nicht wie das Menthol ein direktes Naturprodukt, sondern wird fabrikmäßig aus dem Saphrol hergestellt. Im Jahre 1879 kostete das Kilogramm Heliotropin K 3790, 1883 fiel der Preis auf K 1250 und kostete das Kilogramm gegenwärtig, 1901, nur mehr K 36, so daß bei dieser Fabrikation kein Gewinn mehr erzielt wird. Ähnlich ging es dem Vanillin, von welchem das Kilogramm im Jahre 1876 K 8800, im Jahre 1885 K 1890 wert war und das nunmehr im Preise zwischen K 75 und K 110 das Kilogramm schwankt. Man sollte nun meinen, daß bei derartigen gewaltigen Preissürzen verschiedene Parfumerien beträchtlich billiger hätten werden müssen. Im Großhandel ist das allerdings der Fall, in den „wohriechenden“ Läden aber merkt man nicht viel davon. An Feinheit und Reinheit des Geruchs stehen noch immer die natürlichen Parfums voran und werden den künstlichen zugeeicht, wenn es sich darum handelt, ein exquisiteres Produkt auf den Markt zu bringen. Einen hohen Preis hat gegenwärtig das Ionon, welcher Stoff den Wohlgeruch des Weichens besitzt. Das Ionon findet sich in der Natur in den Wurzeln der bekannten Schwertlilie, wird aber gegenwärtig auch künstlich hergestellt und kostet das Kilogramm einer 10prozentigen alkoholischen Lösung dieser Substanz K 1000. Als das Ionon in den Bereich der künstlich hergestellten Nischstoffe eintrat, bemächtigte sich ein panischer Schrecken der blumenzüchtenden Bevölkerung des „Weichenslandes“, wie das Arrondissement Grasse in Südfrankreich genannt werden kann, wo die wohriechendsten Weichen in Massen gezogen und an die Parfumerien zu guten Preisen abgesetzt werden. Man erinnerte sich nämlich an das Schicksal jener Landwirte, welche durch den Anbau von Krapp zum großen Wohlstand gelangt waren und durch die Erfindung des Nizarins verarmten. Die Gärtner von Grasse fürchteten, daß es ihnen ebenso gehen werde wie den Krappbauern. Bisher sind diese Befürchtungen nicht bloß grundlos geblieben, es hat sich vielmehr seit der Entdeckung des Ionons der Absatz der Weichen von Grasse beinahe verdreifacht. Die Parfumbfabrikanten setzen nämlich ihrer künstlichen Weichensessenz die natürliche hinzu und da das Weichenparfum sehr beliebt und dessen Absatz ein sehr bedeutender ist, so werden gegenwärtig mehr natürliches Weichen als je gebraucht.

### Musik.

Nun ist der steinerne Gast in Mozarts niemals ausgesetztem und ausgepriesenem „Don Juan“ auch über die Bühne der Morwiz-Oper geschritten, mit manchen richtigen Tönen aus seiner Kehle und aus den Kehlen der übrigen Mitwirkenden. Die Aufführung, die wir vorgestern hörten, war im ganzen recht gut, in vielen Einzelnen ebenfalls recht gut. Wieder konnten wir uns im allgemeinen über die eingehend sorgfältige Regie Herrn A. Carlhofs freuen, die nur eben in Affektstellen Mangel an Temperament und überzeugender Schlagkraft leidet — so z. B. im zweiten Akt bei der Erkennung des verkleideten Leporello. Hoffentlich kommt man nächstens auch über einige scenische Vorbereitungen glatter hinweg. Dringend wäre dem Orchester eine größere Zurückhaltung zu gönnen, zumal es nicht gerade Besonderes leistet.

In den manchen richtigen Tönen waren zunächst die drei Frauengestalten beteiligt: die „hochdramatische“ Donna Anna, die „lyrische“ Donna Elvira und die „Opernsoubrette“ Zerline. Die Darstellerin der letzteren, Margarete Koch, sang wohl am reinsten und am deutlichsten. Als Donna Anna war Hannj Dorchers in ihrem Element; nur bei einigen scharfer accentuiereten Tönen zeigte sich ihr „Scheppern“. Margarete Giese kam ob mancher Defekte ihrer Donna Elvira vielleicht mit Zulassung entschuldigt werden. Durchaus nicht kam Gleiches von dem Don Ottavio marschierenden Tenoristen Otto Engel gelten. Die Tenorin muß wirklich schon über alle Maßen arg sein, wenn man sich mit dieser Kraft behelfen muß, die zwar nicht gut sang, aber um so schlechter spielte. Herr Engel möge doch einmal eine Drahtpuppe in Aktien anschauen, um die Elemente körperlicher Bewegungen lernen zu lernen; vielleicht bringt er es dann so weit, um wenigstens unter den „Feldtelegraphen“ (der ehemaligen Heltentenor-Klasse) zu rangieren. Auch die Bassistin scheint nicht gering zu sein. Heinrich Hobbing, an sich nicht übel, reicht doch zu der überirdischen Macht des Gouverneurs nicht aus. Besser sang Georg Thölke als Leporello; doch der pointenreiche Humor, den er neulich im „Hans Heiling“ entwidelt hatte, war bei ihm diesmal kaum wiederzufinden. Schlechtweg vortrefflich war Theo Raven als der unglückselige Masetto. Die Titelrolle war bei Otto Gory durch seinen weichen Gesang und sein routinieretes Spiel in guten Händen; die ganze Größe freilich, welche sich in der Entwicklung der alten Don Juan-Sage für diese Figur herausgebildet hat, kam nicht eben überzeugend zur Geltung. Schließlich vergesse man nicht, daß es sich in dem ganzen Stück um eins der schwierigsten Gesangskunstwerke handelt, dafür und in Anbetracht der Abwechslungsreife einer Sommeroper wurde alles in allem, zumal in den so dramatisch hoch gefeierten Ensemble-Szenen, genug geleistet, daß sich ein regerer Besuch lohnen würde.

Am selben Sonntag traten im Central-Theater bei der so und so viel hundertsten Aufführung der mechten „Geisha“ die in Berlin nicht mehr unbekanntem acht echten Geishas mit einer Einlage auf. Mein Erfagmann berichtet mir, daß die Bedeutung dieser Produktion nur in den eigenartigen, zierlichen, gleichsam jede Körperkoffer zerteilenden Tanzbewegungen liegt. Tonkünstlerisch klangen die einförmige Musik und der zirpende Gesang so gut wie gar nicht in Betracht. — In der „Geisha“ selbst soll Margarete Castlely als O Mimoso San recht hübsch gesungen und gesprochen und Helene Renée als Mollie Seamore sehr gut gespielt haben. —

**Vollständige.**

— Vogelberglaube aus Schweden) Schreit die Eiter an der Küchenschüre, kam man Gasse erwarten. — Klopft der Sperling an die Fensterscheibe, verkündet er einen Todesfall. — In Malakka werden die Hegen zu Ostem mit gebratenen Eiern, Schlange, Fröschen und dergleichen bewirtet. — Legt man Hühnerer in Wasser, stellen sich diejenigen, aus welchen sich Hähne entwickeln werden, auf die Spitze, die weiblichen Eier dagegen auf die Seite. — Aus Hühnerern werden Basilisten. — Kält ein solches Ei in den Brunnen, so verwandelt es sich in einen Basilisten und quält die Hausgenossen durch stetes Anglozen. — Hühnerfedern darf man nicht verbrennen, geschieht es, so erkrankt das Huhn. — Am Renjahes-morgens müssen die Hühner bei den Federn geflütert werden, dann hält der Habicht sie für solche. — Legt man einen Schleifstein ins Ofenloch und läßt ihn dort stets liegen, so raubt der Habicht keine Küchel. — Fliegt ein Huhn in den Wogen, wenn man eben im Begriff fortzufahren, so bedeutet das Unglück unterwegs. — Verbrennt man die Eierkuchen, so erkrankt das Huhn. — Die Bruthennen müssen am Dienstag und auf 13 Eier gesetzt werden. — Ein Ei, welches zur Brut bestimmt ist, darf nicht angehaucht werden. — Sieht man einen Ruck im Baum sitzen und hört ihn rufen, muß man den Baumstamm umfassen und ein Vater-unser beten. Hat man zu Ende gebetet, ehe der Ruck verstummt, kann man einer Frau die schwere Geburt erleichtern, indem man sie umarmt. — Wenn der Ruck auf einen unbelaubten Ast sitzt und ruft, giebt's reiche Ernte. — Sieht der Ruck die Leute mit wolknen Handschühen, zieht er weg. Er wird von einem kleinen Vogel ernährt, welcher ihm immer folgt. Hat der Ruck jedoch den ersten Henschaber erblickt, verwandelt er sich in einen Habicht und verschlingt den kleinen Vogel. — Die Schwalbe bringt dem Hause Glück, wo sie sich anbaut. — Die Schwalbe und die Kage sind Erzfeinde, die Kage hat einmal junge Schwalbchen gefressen, dafür hatte die Schwalbe der Kage die Augen aus. — Will man die Zugvögel zählen, so muß man erst vorwärts, von eins angefangen, und dann wieder die Piffern vom Erbe zurückzählen, unterläßt man dieses, so finden die Vögel im Herbst nicht dem Heimweg. —

**Aus dem Gebiete der Chemie.**

— n. Europium ein neues Element. Im Jahre 1885 war William Crookes, der englische Physiker, bei seinen Untersuchungen über die elektrischen Fluoreszenzen im luftleeren Raum auf einen Streifen im Spektrum aufmerksam geworden, den er wegen eines absonderlichen Verhaltens — er verschwand nämlich in Gegenwart von Kalz — den anormalen Strahl nannte und dem Element Samarium zuschrieb. Später aber gelangte er zu der An-

sicht, daß dieser Streifen und noch eine ganze Anzahl ähnlicher auf ein oder mehrere unbekannte Elemente zurückzuführen wären. 1892 beschrieb dann der französische Chemiker Boisbaudran das Erscheinen von drei glänzenden blauen Linien, die er im Funfenspektrum des Elements Samarium entdeckt hatte, die durch eine besondere Behandlung des Stoffs verstärkt werden konnten und die er daher ebenfalls auf die Gegenwart eines besonderen Elements deutete. Jetzt hat nun der Chemiker Demarcay der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Zusammenstellung seiner seit 1896 über diese Frage angestellten Forschungen vorgelegt, die einen ziemlich sicheren Nachweis des neuen Elements gebracht haben. Es ist ausgezeichnet durch verschiedene starke violette und ultraviolette Strahlen und steht zwischen dem Element Samarium und Gadolinium. Demarcay hat ihm den Namen Europium gegeben. Sein Atomgewicht wird zu 151 angenommen. Wahrscheinlich gehört eine große Zahl schwächerer Linien des untersuchten Spektrums dem nämlichen Elemente an, jedoch ist bei der außerordentlichen Kostbarkeit des Samariums eine genaue Untersuchung äußerst schwierig. Das Element Europium ist natürlich noch seltener, und ob etwa noch ein weiteres Element in noch geringeren Mengen in dem Stoff verborgen ist, läßt sich schon gar nicht mit Sicherheit ermitteln. Ein Element, das nur in so winzigen Mengen und nur durch sein Spektrum nachweisbar ist, hat ja auch für die theoretische Chemie nur noch einen bedingten Wert, da seine Eigenschaften kaum mehr untersucht werden können. —

**Humoristisches.**

— Zweierlei Meinung. Ja meine Gnädige, das ist das ewige Mißverständnis: der Mann sagt, ich liebe Dich, und das Weib antwortet, ja, Du darfst mich heiraten. —

— Verschätzung. Köchin: „Dös möcht a Doktor der Medizin sei! — Wenn ma cahn ins Schütz! a Boan neistelt, krißt er's für a Kollert!“ — („Simpl.“)

— Pünktlich. Buchhalter (zum Commis, der die Feder weglegt): „Aber, Herr Meier, es ist doch noch nicht ganz zwölf!“

Commis: „Sie sitzen auch näher an der Thür!“ —

**Notizen.**

— Der lustige Almanach der „Lustigen Blätter“ für 1902 ist soeben erschienen. Preis 1 M. —

— Testamentkünstler. Auf die erste Klinger'sche Auslassung erklärt E. M. Geiger im „W. T.“: „... Das Geld der betreffenden Dame, deren Belanntschaft ich nur Max Klinger verdanke, ist im Betrage von 135 Tausend Mark als Hamburger Hypothek notariell an mich im Frühjahr 1896 als 1/3 Anzahlung eines Auftrags von 450 Tausend Mark überschrieben worden. Trotzdem sie mir notariell gehörte, so ließ ich diese Hypothek im November 1897 im Rathause zu Deutsch-Wilmersdorf unangetastet oder belastet an betreffende Dame zurückschreiben, wozu auch die Zinsen seit dieser Zeit gehen. Selbst darauf lag keine Verpflichtung von Akademiegründung.“

Ich habe absolut keinen Grund, Erklärungen abzugeben über mein Bestium Marignolle, da alle anderen Gelber nicht den geringsten Zusammenhang mit Klinger'scher Empfehlung haben. Sollte jedoch Max Klinger irgend welche mich belastende Dinge veröffentlichen, so wird ihn ein von mir zu machender Prozeß wegen Verleumdung eines Besseren belehren. . . .

— Die Ausstellung dekorativer Kunstblätter, die zu Ehren des internationalen Verlegerkongresses im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums veranstaltet worden ist, wird bis Mitte Juli geöffnet bleiben an den Sonntagen von 12—6 Uhr und an den Wochentagen mit Ausnahme des Montags von 10—4 Uhr. —

— Bronzegefäße und Geräte aus Boscoreale bei Pompeji sind jetzt zusammen mit den Funden aus den Ausgrabungen der königlichen Museen in Priene im griechischen Kabinett der Sammlung antiker Skulpturen aufgestellt und der Besichtigung zugänglich gemacht. —

c. Für ein Porträt der Louisa Lady Manners, der späteren Herzogin von Dorset, von Goppner wurden kürzlich in London 302075 Mark gezahlt. Da das Bild 4 Fuß 3 Zoll zu 3 Fuß 5 Zoll mißt, kostet jeder Quadratfuß fast 150 Mark. —

— Der 14. Internationale Medizinische Kongreß wird vom 23. bis 30. April 1903 in Madrid tagen. —

— Zwölf Hodenröhren wurden bei Tiefgrabungen in Baumgarten bei Prag freigelegt. Es befinden sich in diesen Gräbern wohlverhaltene Skelette von Hordern, die ein Alter von nahezu 6000 Jahren haben und der Steinzeit angehören sollen. Die Gräber dürften keltischen Ursprungs sein. —

— Von einem Reporter um Daten aus seinem Leben gebeten, antwortete der französische Schriftsteller Emile Augier in reizender Kürze: „Ich bin 1820 geboren; ich wurde getauft, gepfist und meine Nase wuchs zusehends. Nachher habe ich nichts Besonderes mehr erlebt.“ —